

Stirb und werde

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **30 (1962)**

Heft 10

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stirb und werde

Ich hatte Dich noch nie gesehen, und dies, obwohl unsere Stadt nicht sehr gross ist. Dennoch musstest Du wie ich in ihr beheimatet sein. Und nun kreuzten sich unsere Wege zum ersten Mal.

Das geschah ganz überraschend, dort, wo der kleine Stadtpark, gleichsam das Gewirr der Häuserviertel auflockernd, sich weit vorwagt. Du kamst auf dem einen, ich auf dem andern der vielen Seitenwege entlang und da, wo sie ineinander münden, ereignete es sich, dass wir — wirklich nur für den Blick eines Auges — uns anschauten. Zufällig. Denn ich war bisher meinen Gedanken nachhängend durch den Abend gelaufen. Ziellos, ein wenig diese herbstliche Stunde suchend. Der herbe Geruch des nahen Waldes war bis in diese Steinmauern hinein zu verspüren. Mit mir beschäftigt, achtete ich kaum der vereinzelt Spaziergänger um mich her.

Bis mich Deine Gegenwart unvermittelt überfiel. Ich stand, wie durch einen Anruf verwirrt. Und ehe ich mir dessen bewusst war, gingst Du schon an mir vorbei. Aber als mein Blick Dir folgte, fühlte ich deutlich Deinen Schritt sich verlangsamten. Was mochte wohl in diesem Augenblick in Dir vorgehen?

Nein, Du konntest jetzt nicht so tun, als sei nichts geschehen! Denn jetzt sahst Du Dich nach mir um. Ich stand immer noch da, getroffen von Deinem Anschauen. Dein offener heller Blick — nur ein Blitz kann so zünden, so bestürzend jäh. Und wie er das Feuer auslöst, so löste Dein Anschauen eine Unruhe und ein Aufgewühltsein in mir aus, wie ich es lange nicht mehr gekostet hatte.

Du hattest mich «angesprochen», nur mit Deinen Augen zwar, aber eben doch angesprochen. Nun war mein Herz voller Bedrängnis. Eine kleine Weile habe ich betroffen angehalten. Mir allerdings schien es wie eine Ewigkeit.

Und jetzt geschah das Ueberraschende für mich: Ich machte kehrt! War das ein klarer willentlicher Entschluss? Nein, er erfolgte wie unter einem geheimen Zwang. Gehörte ich noch mir selbst? Oder hattest Du mich schon in Deinen Bann gezogen? — Genug, ich beschloss dem Geräusch Deiner Schritte zu folgen. Denn sehen konnte ich Dich nicht mehr. Du hattest den Weg gewählt, den ich gekommen war. Hier und da raschelte überreifes, zum Untergang bereites Laub am Boden. Es blieb, ausser dem knirschenden Geräusch Deiner Schritte, das einzige Zeichen von etwas Lebendem um uns her.

Du gingst sehr langsam; gebannt horchte ich Dir nach. Das war nicht mehr der Schritt eines Menschen. Schon hatte sich für mich dieses einzige Geräusch verwandelt. Deine Tritte klangen nicht mehr nur tapp — tapp. Plötzlich hörte ich in ihnen, aus ihnen noch etwas anderes, ein: Komm — doch, Komm — doch, und immer so fort. Dann war mir, als riefst Du mir zu: Eil' — Dich, eil' — Dich! Was zögerst Du? Ich bin bereit. Ich warte. Hörst Du nicht, wie aus dem Rhythmus meines Ganges «tapp — tapp» werdend Dir entgegenschlägt: «Eil' — Dich! So eil' Dich doch!» Ich vernahm die Aufforderung. Zwar hatte ich Dich aus den Augen verloren, aber Dein Ruf war mir ins Blut gedrungen. Ich spürte geheime Unruhe, ahnte abenteuerliche Möglichkeit. Ich war nicht zu halten. Es lockte mich fort. Dir nach, wohin es auch sei. — Nicht lange, und ich sah vor mir wieder Deine Umrisse. Der Lichtschein einer nahen Lampe umgab Dich.

Wer Dich mit seinen Händen so lieblosen könnte, wie jetzt der Schimmer des Lichts Dich umfloss! Aus dem abendlichen Dunkel warst Du herausgelöst und erschienst jetzt als der, der Du wirklich warst: Ich sah Dein gerafftes Schreiten

und nahm die Spannung Deiner grossen und schlanken Glieder, die Stolz und Beherrschung verrieten, wahr. Den Kopf leicht zurückgeworfen, schienst Du voller Erwartung.

Da beschleunigte ich meine Schritte und holte Dich ein. Du hattest es gespürt, denn Du gingst noch langsamer. Jetzt traf mich ein Blick von Dir. Ich hatte den Kopf deutlich Dir zugekehrt. So schritten wir eine Weile beinahe nebeneinander.

Ich zögerte noch immer, mich unmittelbar neben Dich zu spielen. Bewusst setzte ich die volle Breite des Weges zwischen uns.

Warum nur diese merkwürdige Rücksicht? Hattest Du mir nicht deutlich fühlbar gemacht, dass Du mich erwartetest? Nun war ich bei Dir und doch getrennt durch diese lächerliche Wegbreite.

Plötzlich bliebst Du stehen. Das Tapp-tapp Deiner Schritte verstummte. Ich war weitergegangen, ein wenig nur; Dein Halt hatte mich überrascht. Jetzt blieb auch ich stehen. Stille um uns her. Nur ein vereinzelter Zweig, der müde zu Boden fiel, zerriss sie. So verharrten wir regungslos.

Und da war sie wieder: Die Angst vor dem Ungewöhnlichen —.

Warum nur wagte ich nicht, entschlossen auf Dich zuzugehen? Warum fragte ich nicht, mit einem Gruss den Bann lösend, ob Du aus der Laune des Augenblicks nicht dieses stumme Spiel verhaltenen Wartens enden wolltest? Warum hattest Du nicht ein Wort, das mir Sicherheit schenkte? Sicherheit darüber, in Dir jemandem meinesgleichen begegnet zu sein?

Warst Du meinesgleichen? Oder spieltest Du mit mir? Reizte es Dich, von jenem ersten Augenblick an oben bei der Wegkreuzung, einmal «so einen» verlegen zu machen, ihn irre zu führen, ihn vielleicht gar «hochzunehmen»?

Ja, diese Angst vor dem Ungewöhnlichen häufte die Fragen. Diese Angst, etwas Befremdliches zu wagen. Ich fürchtete, auf meine Anrede merkwürdige Gegenfragen, vielleicht gar versteckte Drohungen hören zu müssen. Furcht über Furcht schwebte zwischen uns. So warteten wir weiter; so schwiegen wir weiter.

Da hörte ich von ferne jemand kommen. Entschlossen ging ich auf Dich zu. Jetzt zogst Du Dich ganz in den Schatten eines starken Baumes zurück; Du verschwammst in seinem Dunkel, nicht einmal unsere Blicke konnten sich mehr messen. Das nahm mir vollends den Mut, Dich anzusprechen.

So gingen wir stumm voneinander weg. Weder Du noch ich, keiner von uns sprang über die trennende Barriere.

Ich ging den Weg zurück, als ob ich von einer Niederlage käme. Geknechtet von einer sogenannten Ordnung. Zwei Menschen, einander unbekannt, aber durch ihre Art, durch den dunklen Ruf ihres Blutes zueinander gewiesen, dürfen nicht mit ein paar klärenden Worten die Chance haben, gegenseitige Fremdheit aufzuheben. Nicht allein in dieser Stadt zu sein — dieses Gefühl hätte dieser Abend beschern können. Alles andere lag mir — im Augenblick — fern.

Ich wandte mich dieser Stadt wieder zu. Ihre regellosen Menschenhaufen, ihre wetterleuchtenden Reklameschreie saugten auch mich an. Eine leise Trauer erfüllte mich. Gestern noch wusste ich nichts von Dir. Nun aber wusste ich, Du bist da und ich darf nicht zu Dir. Und ich weiss nicht einmal, ob auch Du trauerst, sei es wegen des törichten Zögerns, sei es, weil es Dir nicht gelang, «so Einen» hereinzulegen.

Dass wir nicht wissen dürfen, woran wir sind — das ist es, was uns so ziellos macht! Dass wir es nicht wagen können und die ins Dunkel Gestossenen bleiben, die Verfemten!

Je lauter die Stadt um mich treibt, je greller das Licht wechselt, umso verlorenere treibe ich zwischen diesen Fragen; aus allen Ecken kriechen sie auf mich zu. Herumgestossen, umzirkelt —, nun erkenne ich die ruhelose Mitte, der ich ausgeliefert bin. Was aber geschieht hier auf diesen dunklen Wegen? Vollzieht sich hier Begegnung und Austausch — oder sind auch die Andern ohne geheimen Treffpunkt? Bleibt auch ihr Treiben ohne Sinn? Wessen Pulsschlag wartet auf die Wärme einer Hand? Wen erwartet ein Lächeln? Wirrwarr, Unruhe und Leere innen wie aussen auch hier.

Mit einem Male erkenne ich das Wesenlose dieses Treibens, spüre in diesem Kommen und Hasten, im Licht und Dunkel dieser Wege nur Unerfülltes, das da von den Wänden der schlafenden Häuser schreit. Auch bei den Andern ist keiner mit Namen gerufen. Auch sie sind Ausgelieferte. Denn wo ist hier ein Mensch? Wo ist ein Einzelner? Ich stehe still und suche ein Gesicht. Das Auge suche ich. Suche den, der sich herauslöst, den keine Unruhe und Hast, kein Getriebensein vorwärtspeitscht. Aber überall spüre ich das Weiter!, das Vorbei am Andern. Auch von ihnen will keiner bleiben, keiner sich zeigen, keiner «werden»! Nur ja nicht ausbrechen, nur immer im Fluss beharren. Ich spüre es ihnen deutlich an. Da ist Alltag und Ausgehungertsein der Seele, bis auf den Grund ihrer Augen, bis auf den leblosen Einschnitt des Mundes. Da ist kein Leben eingezeichnet, nirgendwo. Keine Seele spricht mich an. Das Gesicht bleibt leer. —

Nirgends der Wille zur Einordnung, zur Ruhe, zum Einhalten auf dem Wege. Alles strebt danach, inmitten der Unruhe zu bleiben. Niemand versucht eine Absonderung von den Allzuvielen, denn dies wäre die Vereinzelnung, das «Werden!».

Betroffen verhalte ich den Schritt vor soviel Fremdheit. Bin ich so allein, so einsam in dieser äusserlich pulsenden Fülle, die doch nur Täuschung ist, weil sie die grosse Leere birgt?

Wie ich so stehe und sinne, fällt langsam alle Verwirrung und alle Trauer von mir ab. Ich finde mich, denn ich fühle mich. Weil ich mich abgesondert habe, weil ich getrennt bin von diesen Vielen. Weil mir gegeben ist, zu wählen! Mein Leben zu wählen, und die Möglichkeit, in ihm zu ruhen, weil ich weiss, was mich von diesem andern Leben scheidet. Nicht untergegangen bin ich in der Namenlosigkeit, sondern gerufen als der, der ich bin, der ich immer wieder bereit bin, bereit zu werden und zu wachsen.

In der wirbelnden Unruhe dieses Treibens der grossen Welt werde ich mir selbst bewusst.

Herbert.

Ein böser Druckfehler

ist im Septemberheft auf Seite 16 durchgerutscht: Walt Whitman hat sein schönes Gedicht «Auf unbegangenen Pfaden» natürlich um 1860 geschrieben und nicht etwa 1960, wie irrtümlich angegeben, aus dem Elysium diktiert! Der Literaturkenner wird es längst korrigiert haben und der vor den Ferien eilige Redaktor streut Asche auf sein schuldiges Haupt!